

# Die Heimkehr von Georg Löbsack

Ein Erinnerungsblatt von Waldemar Löbsack

In unserer Wolgaheimat, der Kolonie Frank, hatte ich Georg<sup>1</sup> kennengelernt. Sippenkundliche Nachforschungen ergaben, daß die Wiege unserer Väter in Oberhessen gestanden hatte. Die vorhandene Urkunde besagt, daß im Jahre 1766 ein Mann aus Steinheim, namens Emanuel Löbsack, nach Rußland an die Untere Wolga ausgewandert sei. Von diesem Zeitpunkt ab, im Verlauf von 175 Jahren, haben sich die Linien unserer Ahnen verzweigt. Doch Georg und ich waren mehr als Verwandte: wir waren treue Freunde.

Rußland war unsere zweite Heimat. Wir schätzten den Russen, denn seine Gastfreundschaft und Großzügigkeit entsprachen dem Reichtum dieses Landes. Wir liebten „Matuschka Rusj“ — Mütterchen Rußland.

Erst der Weltkrieg öffnete uns die Augen. Eine von Großbritannien und seiner Entente eingeleitete Hetze machte über Nacht den Russen zu unserem Feinde. Die russische Zarenregierung hatte sich zum Ziel gesetzt, das Deutschtum in Rußland auszurotten. Obgleich durch ein feierliches Manifest der Kaiserin Katharina II. den deutschen Einwanderern Befreiung vom Militärdienst zugesagt war, mußte auch Georg Löbsack gegen die Stimme seines Blutes, wie viele Volksdeutsche, als russischer Soldat in den Krieg gehen. Die Tragödie dieses inneren Konflikts hat er in seinem Werk „Einsam kämpft das Wolgaland“ enthüllt. Es handelt sich um die Kapitel „Mit Russen in Reih' und Glied“ und „Die Büber von Erserum“. Diesen wie überhaupt allen Schilderungen des Buches liegen wahre Begebenheiten zugrunde. Auch mein persönliches Schicksal in Rußland hat der Schriftsteller in seinem Buch festgehalten, indem er wahrheitsgetreu von der Eisenbahnfahrt eines „Studenten“ von Riga nach der Wolga erzählte, die sich zu einer Zeit abspielte, als die englische Hetze während des Weltkrieges in vollem Gange war.

Wenn dieser von England entfesselte Weltkrieg für das Rußlanddeutschtum eine gute Seite gehabt hat, dann war es das völkische Erwachen und die Erkenntnis, daß unsere Ahnen belogen und betrogen worden waren. Mit dem Sturz der Zarenregierung waren auch unsere Wolgadeutschen Bauern zur Einsicht gekommen, daß unsere im Herzen Rußlands unter so viel Opfern seit 150 Jahren aufgebaute Siedlung für den Zusammenbruch reif geworden sei.

Von gleichen Gedanken und Sorgen gepackt, fanden Georg und ich den Weg zurück in unsere Heimatkolonie Frank. Nach Ausbruch der ersten russischen Revolution war er aus dem Militärdienst und ich als angeblicher „deutscher Spion“ aus dem Gefängnis entlassen worden. Abgekämpft und innerer Sammlung bedürftig, taten uns die hessischen Mutterlaute von Frank und dessen an Naturschönheiten reiche Umgebung wohl. Die Kolonie lag an der Medwediza, einem schönen Flüblein in einer fruchtbaren und waldreichen Gegend.

---

<sup>1</sup> Georg Löbsack, der Verfasser des Buches „Einsam kämpft das Wolgaland“, geboren in Frank 28.6.1894, gestorben in Berlin 2.10.1936.

Und doch konnten wir das uns im Weltkriege zugefügte Leid nicht vergessen. Wir waren junge Männer, die im Schatten des Weltkrieges um die Sonne ihrer Jugend kamen. Die Zeit stellte an uns die Forderung, uns zu bewähren. Und dies ausgerechnet im gottverlassenen Frank, wo nachts die Wölfe um die Bauernhöfe schlichen und die Wunden des Weltkrieges noch nicht geheilt waren. Wir waren aus der Bahn geworfene, unfertige Menschen. Vergebens hielten wir nach allen Himmelsrichtungen Ausschau, suchten, forschten. Wir mußten schließlich das Deutschland von damals anklagen:

„Warum hat man unsere Altvordern nach Rußland auswandern lassen? War es notwendig, hier so viele Enttäuschungen, Elend und Leid zu erleben? Kannten unsere Ahnen jenes weise Sprichwort: Bleibe im Lande und nähre dich redlich!“

Die Stille und Einsamkeit des Wolgadeutschen Dorfes wäre in der Sorge um unsere Zukunft unerträglich geworden, hätten wir uns nicht mit den Lehrern, Landmessern, Studenten und der übrigen „Dorfintelligenz“ zusammengetan, um einen „Franker Kulturverein“ zu gründen. Georg war von Natur eigenwillig, außergewöhnlich begabt, aber ebenso bescheiden. Schulmeisterei und laute Worte lagen ihm nicht. Er hatte seinen Vater schwer enttäuscht, als er nach Absolvierung eines Predigerseminars sich ganz entschieden weigerte, nach dem Vorbild des Vaters Prediger zu werden. So kam es, daß Georg das ihm Vom „Franker Kulturverein“ angebotene Präsidentenamt zu meinen Gunsten ablehnte. Er wollte lieber den Schriftwart machen. Nun, dieser lustige Verein hat uns über die schwere Zeit unserer Berufs- und Arbeitslosigkeit hinweggeholfen. Wir lasen aus guten deutschen Büchern vor und unterhielten uns über Tolstoi, Schopenhauer, Nietzsche und andere Geistesgrößen. Während wir so, oft bis tief in die Nacht hinein, in einer Klasse der Franker Dorfschule disputierten, notierte und schrieb unser Schriftwart jedes Gespräch auf. Schließlich wurde aus seinen Berichten eine regelrechte Dorfzeitung mit bissigen Karikaturzeichnungen, eine handgeschriebene Zeitung, die an Unterhaltung, Ulk und Satire nichts zu wünschen übrig ließ. Diese von Hand zu Hand wandernde Zeitung bildete im Dorf sehr bald das Tagesgespräch, denn alle wichtigen Gestalten der Kolonie Frank wurden in ihr schonungslos kritisiert. Wer krank war, konnte sich gesund lachen. Die erzieherische Wirkung des von Georg herausgegebenen „Intelligenzblattes“ war so stark, daß mir bei dieser Gelegenheit zum erstenmal bewußt wurde, ein wie genial veranlagter Mensch Georg sei.

Der Revolution Kerenskis folgte die Revolution Lenins. Auch in unserem Privatleben mußte jetzt etwas geschehen, denn von den guten Ideen des Franker Kulturvereins konnten wir auf die Dauer nicht leben. Der Weltkrieg hatte uns ja inzwischen gelehrt, daß es nicht gut ist, sich auf fremdem Boden eine zweite Heimat einzurichten. Wer also im Leben nicht noch einmal in die Lage eines „heimatlosen Verräters“ kommen wollte, mußte sich jetzt entschließen, in das deutsche Mutterland zurückzukehren. Zwischen Georg und mir gab es hierüber keine Meinungsverschiedenheiten. Diese Heimfahrt wollten wir sogar gemeinsam durchführen. Leider kam es nicht dazu. Während ich in mein Elternhaus zurückkehrte, um mich von dort nach Deutschland zu verabschieden, wurde Georg von den Sowjetrussen als befähigter Mann entdeckt und für das Kultusministerium

der neugegründeten Wolgadeutschen Republik „mobilisiert“. Durch diese plötzliche Wendung trennten sich unsere Wege, aber die innige Freundschaft sollte uns wieder zusammenführen, wenn auch bis dahin einige Jahre vergehen mußten.

In Berlin erhielt ich sehnsuchtsvolle Briefe von Georg. Er wollte ins Reich und bat mich darum, ihm für seine Rückwanderung die erforderlichen Papiere zu besorgen.

Unvergeßlich bleibt mir jene kostbare Stunde, als wir in meinem Junggesellenheim in Berlin-Lankwitz unser Wiedersehen feierten. Ein „verlorener Sohn“ war heimgekehrt. Aber die durch Krieg und Revolution verursachten Entbehrungen und Krankheiten, wie Typhus u. dgl., hatten leider bei Georg besorgniserregende Spuren hinterlassen. Er war nicht mehr gesund. Doch er war von einem unbeugsamen Willen und dem Glauben an die Mission des Rußlanddeutschtums durchdrungen.

In Berlin hat der Franker Junge sich sehr schnell zurechtgefunden; er erhielt als Hauptschriftleiter eines weltbekannten Nachrichtenbüros einen bedeutenden Wirkungskreis und konnte vor allem dem Deutschtum in Rußland ein Denkmal setzen.

Die eigentliche Geburtsstunde seines Buches „Einsam kämpft das Wolgaland“ ist auf eine persönliche Freundschaft und den regen Meinungs-austausch mit dem Dichter Dr. Josef Ponten zurückzuführen. Georg Löbsack wußte, daß ihm infolge einer heimtückischen Krankheit kein langes Leben beschieden war. Deshalb beeilte er sich und arbeitete an diesem Werk oft ganze Nächte. Wenn es darum ging, dem Werk zu dienen, dann konnte auch die warnende Stimme des Arztes ihn nicht ablenken. In der ihm angeborenen Arbeitswut war er ein Draufgänger. Und das blieb er bis zum letzten Atemzug.

In der zweiten Hälfte des September 1936 rief Georg bei mir an und bat um meinen Besuch. Als ich dann vor ihm stand, war mir klar, daß er mit letzter Anstrengung versuchte, Haltung zu bewahren gegenüber einer Welt, von der er nun Abschied nehmen mußte. Er sagte mir: Im „Einsam kämpft das Wolgaland“ habe er alles gegeben, was er hatte, er sei jetzt leer und zum Sterben reif. Sein Kopf war klar, er wußte genau, was ihm bevorstand, und duldete daher auch keinen Widerspruch oder gar Sentimentalitäten. — Eine furchtbare Lage, einem geistig überragenden Menschen, einem Freund, dessen Gesicht vom Tode gezeichnet ist, gegenüberzustehen und nicht helfen zu können. Jedes Wort versagt einem überlegenen Manne gegenüber, der genau weiß, daß seine letzte Stunde geschlagen hat, leere Phrasen haßt und die Schliche liebender Menschen durchschaut . . .

Wenige Tage später erreichte mich die erschütternde Nachricht, Georg liege im Sterben. An seinem Lager habe ich gestanden, bis der Tod eintrat. Der Kranke machte eine halbe Wendung nach links, neigte seinen Kopf, friedlich lächelnd, nach vorn und schlief für immer ein. Der lächelnde Gesichtsausdruck des Dahingegangenen war schön, als ob er uns damit sagen wollte: „Ich bin ja gar nicht tot, in meinem Werk lebe ich weiter.“

Welch große Freude würde der wolgadeutsche Dichter empfunden haben, wenn er jene große, welthistorische Tat unseres Führers, den Nichtangriffspakt mit Sowjetrußland und die darauf kommende Umsiedlung rußlanddeutscher Volksgruppen ins Reich, miterlebt hätte. Mit allen Fasern seines Herzens würde er sich jetzt erst recht in Liebe zu seiner Heimat für den weiteren fruchtbaren Ausbau gutnachbarlicher Beziehungen zum russischen Volk im Interesse seiner engeren Landsleute einsetzen.

Deutsche Post aus dem Osten, Nr. 5 vom Mai 1941, S. 10-12.